September 2015

CURAVIVA.CH

gazette

berufsbildung weiterbildung sozialpädagogik kindererziehung gemeindeanimation

Unser Thema
Was ist Heimat? Eine Frage, die sich jedes Heim stellen muss
Seite 1

Reportage
Wie hsl-Studierende Wahrnehmungsfähigkeit und Auftrittskompetenz einüben
Seite 12

Neues aus der Bildung
Die neue Ausbildung Gemeindeanimation HF schliesst eine Lücke
Seite 15

Ich bin hier so heimsam

Wie oft habe ich Menschen im Heim sagen hören, ich will heim. Sie sehnen sich so nach ihrem Heim, dass man ihren Schmerz getrost Heimweh nennen kann.

Heim-Weh: Ein vieldeutiges Wort. Worte sind nie rein, nur mehr oder weniger missbraucht. Auch das Wort Heimat gehört dazu.

Zur vertrauten Umgebung in modernen Wohnblöcken gehören manchmal eher die Personen, die gerade im Fernsehen laufen, als die räumliche Nachbarschaft. Schauspieler aus Fernsehserien werden vertrauter als reale Nachbarn. Fernsehbilder sind zu einem Teil moderner Heimat geworden. Die Welt ist daheim zu Gast und macht immer unklarer, wo Heimat beginnt und aufhört. Globale Wanderungen führen zu immer mehr Heimatlosigkeit, zu immer mehr Sehnsucht nach Heimat. Durch moderne Technik ist es möglich, die Programme seines Heimatlandes im Gastland zu empfangen. Man kann in der Schweiz wohnen, umgeben von der Fernsehkulisse seines Geburtslandes. Parallelwelten entstehen. Mobil gewordene Heimat kann in alle Welt mitgenommen werden.

›

Inhalt

Unser Thema «Heim-Heimat-daheim?»
Ich bin hier so heimsam 1

Daheim im Heim und bei der Familie 5

Hier fühle ich mich daheim 6

Was sagen angehende Profis 7

Das Glück in der Schneekugel 8

Gastkolumne 10

Geflüstert 11

Reportage 12

Portrait 14

Neues aus der Bildung 15

Die letzte Seite 16

Die Fotos in dieser Nummer

Lässt sich Heimat abbilden? Heimat hat mit Vertrautheit, Zugehörigkeit, mit Orten und Menschen zu tun. Sie ist mit persönlichen Erinnerungen und Sehnsüchten verbunden, denen oft auch etwas Verklärtes anhängt. In der Künstlichkeit des Puppenhauses hat Monique Wittwer das Thema wunderbar aufgenommen.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Mit dem Begriff der Heimat verbinden wir meist sehr individuell geprägte Vorstellungen. Oft werden sie dem Geburts- oder Wohnort zugeschrieben, lieb Gewonnenem und wir verbinden sie mit örtlicher, emotionaler und sozialer Zugehörigkeit.

Tatsächlich ist das Gefühl von Heimat, sich beheimatet fühlen, viel umfassender. Sich zugehörig zu fühlen bietet grundsätzliche Sinnstiftung und Orientierung für das eigene Leben, Vertrautheit, Identifikation. Zughörigkeit prägt das Wohl oder das Übel des persönlichen Erlebens und Fühlens.

Heimat oder zu Hause sein ist für viele Menschen heute nur noch bedingt an den Geburts- oder Wohnort gebunden. Biographische Übergänge eröffnen neue Lebensräume, in die der Wunsch nach Heimat, Vertrautheit und Zugehörigkeit mittels lieb gewordener Gewohn- und Eigenheiten Einzug hält. Oftmals sind es Gerüche, Traditionen, das Lieblingsgericht, ein Dialekt, die verlässlich bleiben und ein mehr oder weniger heimeliges Wohlbefinden erlauben.

Für Institutionen stellt sich damit die Herausforderung, innerhalb gegebener Strukturen individuelle Spielräume für Orientierung, Vertrautheit und Identifikation zu eröffnen. Und es braucht, wie das Beispiel des Betagtenzentrums Rosenberg deutlich macht, achtsames und aufmerksames Fachpersonal, um einer sehr heterogenen Klientel den Übergang in einen neuen biographischen Abschnitt annähernd heimelig zu ebnen.

Wie können also solche Übergänge, Neuabschnitte, Orte und Gemeinschaften aussehen und partizipativ gestaltet werden, damit für die Betroffenen ein heimatliches Gefilde entstehen kann? Die folgenden Beiträge mögen hierfür Impulse geben und daran erinnern, welche zentrale und existenzielle Bedeutung Heimat oder sich zu Hause fühlen für die alltägliche Praxis und Arbeit mit Menschen aller Alters- und Herkunftsgruppen in der Heimlandschaft hat.

H. Kämel

Heike Kämel
Kursleiterin und Dozentin hsl

Wo beginnt Heimat …

> **Fortsetzung von Seite 1**

Und im Heim? Ersetzen auch dort Fernseher im Zimmer den Versuch heimisch zu werden? Weniger «heimsam» zu sein, wie ein alter Mann einmal zu mir gesagt hat. Er meinte damit seine Einsamkeit im Heim.

Statistisch ist Heimat für 31 Prozent der Wohnort, für 27 Prozent der Geburtsort, für 25 Prozent die Familie, für 11 Prozent das Land und für 6 Prozent die Freunde. Heimat hat viele Orte: Jeder hat einen oder mehrere dieser Orte. Wenn man einen verliert, kann man einen anderen suchen. Ist das so? Und ist das im Heim auch so? Oder kommt man ins Heim, weil man all das verloren hat? Schon das Wort Heim erinnert die, die darin leben, schmerzlich an den Verlust ihres Heims. Erinnert sie daran, dass dies ihr letztes Zuhause, ihr letztes Heim, sein wird. Wollen sie deshalb oft nicht dorthin?

Ein verklärter Ort?

Ist Heimat wirklich an einen Ort gebunden? Oder ist sie nicht viel mehr ein Un-Ort, griechisch u-topos, eine Utopie. Je mehr Heimatlosigkeit die moderne Welt mit sich bringt, desto grösser wird das Bedürfnis nach Heimat. Fragt man jemand danach, so wird er einem sagen, wo er geboren wurde. Dabei ist die Geburt, das «zur Welt» kommen, das Gegenteil von Heimat. Der Verlust des bergenden Mutterleibs bedeutet zum ersten Mal ausgesetzt sein. Nie ist der Mensch fremder als im Moment seiner Geburt. Wenn wir uns nach Heimat sehnen, sehnen wir uns immer schon nach der zweiten Heimat. Die erste war und bleibt der Mutterleib. Nation leitet sich von natio, Geburt, ab.

Heimat schätzen lernt erst, wer sie verloren hat, wem der Rückweg zu ihr versperrt ist. Wer sie verliert, wird sie oft zur heilen Welt verklären.

Kindheit als Heimat?

Viele verbinden ihre Kindheit mit Heimat. Tauchen deshalb so viele demenzbetroffene Menschen in ihre Kindheit weg, um sich im Heim ein Stück Heimat und Daheim-Sein zu retten? Könnte ein Heim ein Ort sein, der weniger dazu animiert, wegzutauchen in die Erinnerungen, aus der so vieles aufsteigt? Das Gesicht der Mutter über dem Bett, Fliederduft aus dem Nachbarsgarten, das Zwitschern der Vögel in der Linde. Der Duft von Zimt, der Geruch von Asphalt nach einem Sommerregen. Immer wieder ist Heimat ein flüchtiger Geruch. Immer wieder ist sie auf der Flucht. Ist sie die Erinnerung an Unwiederbringliches. Ist sie Heimweh. Heimat als Ort, wo man sagte: Schön, dass es dich gibt! Wie oft sagen wir das zu den Bewohnerinnen und Bewohnern? War Heimat deswegen früher mehr Heimat? Weil es Menschen gab, die meiner Ich-Erschütterung entgegen wirkten?

Zur Person

André Winter, dipl. Psychiatriepfleger, Erwachsenenbildner und Gerontologe ist Dozent bei CURAVIVA Weiterbildung und Autor mehrerer Bücher.

… wo hört sie auf?

Ist Kindheit Heimat?

Heimat versteht sich von selbst, auch wenn ich mich selbst nicht mehr verstehe. Nicht, weil sie schön ist, wird sie uns vertraut, sondern weil sie uns vertraut ist, finden wir sie schön. Den Halbwüchsigen wird ihre Vertrautheit manchmal zur Enge. Sie schnürt sie ein, wird ihnen fremd, sie wollen hinaus. Fort von ihr. Schafft Fremde erst Heimat? Und Heimat Fremde? Wenn wir sie verloren haben, lernen wir sie kennen. Vorher war sie selbstverständlich, wie die Luft zum Atmen. Auch sie bemerkt man erst, wenn sie fehlt. Dann wird sie zum kostbarsten Gut. Heimat ist der Ort, wo man meine Sprache spricht, sagt Ovid. Das heisst auch, dass sie der Ort ist, wo ich verstanden werde. Aus diesem Gefühl kann uns schon eine Urlaubsreise reissen. Dieses Gefühl erleben alle, die aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen, vertrieben wurden.

> Heimat ist ein flüchtiger Geruch. Immer wieder ist sie auf der Flucht; ist sie die Erinnerung an Unwiederbringliches. Ist sie Heimweh.

Heimeintritt – Krisenschritt?

Wenn betagte Menschen ins Heim ziehen: Wie viele erleben diesen Umzug als Vertreibung oder Abschiebung? Bis zu 90 Prozent der Heimeintritte sind Notfalleintritte. Kriseneintritte. Ist uns das genügend bewusst? Begleiten wir sie genug bewusst in diesen Momenten der Entwurzelung, diesem immensen Identitätsverlust? Nichts ist mehr selbstverständlich, wenn ich mich selbst nicht mehr verstehe. Ich bin mir nicht mehr selbst verständlich. Heimatlosigkeit ist Ortlosigkeit und Wortlosigkeit.

Erinnerungen und Sehnsüchte machen Orte, Dinge oder Menschen zu Heimat. Die Orte, in denen wir wohnen, sind nicht nur die gegenwärtigen, sind immer auch vergangene und erinnerte Orte: Mit diesem Bus fuhren wir zur Arbeit, in diesem Restaurant hatten wir ein erstes Rendezvous, hier stand die alte Bäckerei, aus der es nach frischen Zimtschnecken roch. Erinnerungen machen Orte zu Heimat. Die Erinnerungen an Vergangenes und Verlorenes. Heimat kann aber auch ein zukünftiger Ort sein. Je nach Glauben ist sie ein jenseitiger Ort, wird die wahre Heimat erst dort vermutet.

Ein Recht auf Heimat?

Gibt es ein Recht auf Heimat? Haben die Bewohnerinnen und Bewohner ein Recht auf Heimat? Haben Menschen mit (heraus)forderndem Verhalten das Recht, ihre Bedürfnisse zu verteidigen? Vom Personal werden sie allzu schnell als eigenwillig wahrgenommen. Es stellt sich die Frage: Wie eigenwillig werden wir sein in dreissig, vierzig, fünfzig Jahren? Wie sehr werden wir unseren eigenen Willen verteidigen, wenn wir unser Daheim verlassen müssen? Werden wir unser Recht auf ein letztes bisschen Heimat und Daheim-Sein im Heim nicht auch einfordern?

André Winter

Daheim im Heim und bei der Familie

Mein Bruder lebt seit Geburt mit einer geistigen Behinderung, und seit er sieben Jahre alt ist in Heimen. Dort hat er eine Heimat gefunden. Heimat ist für ihn auch die Familie.

Ist Heimat an einen Ort gebunden?

Die eigentliche Heimat ist für meinen Bruder Peter seine ursprüngliche Familie, dort, wo er mit sechs Geschwistern aufgewachsen ist. Er kam mit fehlenden Fingern an der linken Hand zur Welt. Bald zeigte sich, dass sich dazu eine schwere geistige Behinderung gesellte. Heute ist mein Bruder 55 Jahre alt, zehn Jahre jünger als ich. Seit seinen Kindheitstagen war ich für ihn eine wichtige Bezugsperson. Wir pflegen bis heute eine herzliche Beziehung.

Im Kindesalter ins Heim

Im Kindergarten war Peter mit seiner Behinderung nicht tragbar. Meine Eltern suchten eine Entwicklungsmöglichkeit auch für ihn und entschieden sich schweren Herzens für den Heimaufenthalt. Bei einer anthroposophisch geführten Institution im Kanton Aargau wurde er geistig und vor allem auch künstlerisch gefördert. Bald zeigte sich sein zeichnerisches und malerisches Geschick. Mit Lust und Freude malte er Bilder, kreierte Karten, töpferte Schalen und Vasen. Das verschaffte ihm Anerkennung und Wertschätzung im Heim und bei uns daheim.

Im Kinderheim hatte er eine Bezugsperson, an der er besonders hing. In späteren Jahren willigten meine Eltern ein, ihn zu dieser Betreuungsperson und ihrem Partner in eine Aussenstation für Erwachsene zu geben. Eines Tages kam er heim und sein Körper war voller Flecken. Er war vom Partner misshandelt worden. Das führte zu einem Wechsel.

Suche nach einem Heimplatz

Ein Platz in einem Heim für Erwachsene im Kanton Luzern war nicht vorhanden. So machte mein Bruder einen Abstecher in den Kanton Bern und danach in die Klinik St. Urban. Ich vermute, dass er sich weder am einen noch am anderen Ort wohl fühlte. Bern war weit abgelegen von daheim, und die Klosteranlage war nicht dazu gemacht, um sich dort heimisch zu fühlen.

Das änderte mit dem Wechsel in die Stiftung für Schwerbehinderte Luzern SSBL nach Rathausen. Spätestens mit dem Einzug in die später neu erstellten Häuser und in eine Wohngruppe wurde Peter heimisch, sprich ruhiger. Nach einem Besuch bei uns sagt er manchmal: «Jetzt gehe ich wieder heim.» Auf die Frage, was ihm dort gefalle, antwortete er: «Mein Zimmer und meine Musik. Es gilt zu wissen, dass Peter autistische Züge aufweist und ihm die Gesellschaft eher Mühe macht. In seinem Zimmer und bei seiner Musik findet er zu sich.

Zuhause bei den Geschwistern

Nach dem Wechsel der Eltern in ein Altersheim ging für meinen Bruder die familiäre Heimat verloren. Die Geschwister versuchten, sie durch Wochenendbesuche zu kompensieren. Seine Reaktionen zeigen, dass ihm diese Kontakte wichtig sind. Er geniesst es, auf Besuch zu sein, mit uns am Tisch zu sitzen, zu essen und eine Art Diskussion zu führen. Peter isst fürs Leben gern, weshalb Essen auch eine Art Heimat für ihn ist. Eine andere ist das Feste-Feiern. Inmitten seiner Geschwister, Nichten und Neffen fühlt er sich glücklich. Peter äussert sich selten über seine Befindlichkeit. Aber wer ihn kennt, spürt, dass er sich in diesen Runden wohl fühlt.

Die Autorin und ihr Bruder.

Bernadette Kurmann

«Hier fühle ich mich daheim»

Maria Zemp wurde im Februar 90 Jahre alt. Sie musste in ihrem langen Leben ihre Heimat oft aufgeben. Das war nicht immer leicht, aber mit ihrem Optimismus hat sie es immer wieder geschafft, heimisch zu werden.

Heimat: Erinnerung und Sehnsucht.

«Geborgenheit» kommt Maria Zemp-Lustenberger in den Sinn, wenn sie nach Heimat gefragt wird: «Dort, wo ich mich wohl fühle, dort wo ich vertraute Menschen um mich habe.» Wohl fühlte sie sich als Kind in Romoos, wo die Familie die eigene Bauernliegenschaft bewirtschaftet hatte. In der Schule wurden von der ersten bis zur sechsten alle Klassen gemeinsam unterrichtet: «Ich durfte mit den Sechstklässlern rechnen.» Dann wurde der Vater krank, der Hof verpachtet, und die Familie zügelte nach Rothenburg. «Früher lebten wir auf dem Bauernhof, jetzt in einer Wohnung.» Für die Viertklässlerin war die Schule ein Schock: Einzelne Klassenzüge, 50 Kinder in einer Klasse. Bis ich mich zurecht fand, brauchte ich lange. Als der Vater in Werthenstein eine Arbeit fand, fiel der Familie der Umzug leicht. Dort besuchte Maria Zemp die Abschlussklassen.

Mit 17 Geschäftsführerin

Mit 16 beendete sie die Schule. Eine Kollegin verwies sie auf eine gute Stelle in Wolhusen. Sie stellte sich vor und traf auf ein altes Ehepaar, das sie auf Anhieb mochte. Maria wurde schnell heimisch im Kolonialwarengeschäft: «Ich war der Schutzengel meines Chefs.» Mit 17 schlug ihr der Chef vor, das Geschäft zu übernehmen. Er und seine Frau wollten in Pension gehen. Weil die Eltern Geld einschossen und ihr halfen, wurde Maria Zemp mit 17 Jahren Geschäftsführerin.

In Wolhusen blieb sie fast 50 Jahre. Dort fand sie ihren Ehemann und heiratete mit 25 Jahren. Sie gebar acht Kinder. In den ersten Jahren führte sie – unterstützt von ihren Eltern – weiterhin das Geschäft. Ihr Ehemann hatte eine eigene Autogarage. Als er sie verkaufte, wollte er wegziehen. Maria Zemp war in Wolhusen verwurzelt und verliess das Dorf ungern.

Nach 50 Jahren wieder ein Umzug

Das Ehepaar entschied sich, nach Sempach ins Haus der ältesten Tochter und des Schwiegersohns zu ziehen. Ihre Angst, dort wieder fremd zu sein und keine Menschen zu finden, überwand sie rasch. Die Schwiegermutter der Tochter, die im selben Haus lebte, nahm sie überallhin mit: zum Turnen, an Veranstaltungen, in die Kirche. Maria Zemp kannte bald sehr viele Leute im Städtchen. «Mit 90 Jahren werde ich ins Altersheim ziehen», verkündete sie eines Tages. Der Wechsel sei ihr relativ gut gelungen: «Ich habe mich gut darauf vorbereitet und mich selber im Betagtenzentrum Meierhöfli in Sempach angemeldet.» Vier Jahre war sie auf der Warteliste. «In dieser Zeit habe ich mit Unterstützung meiner Kinder alles geordnet.»

Maria Zemp im Meierhöfli Sempach.

Daheim im Altersheim

Plötzlich war ein Zimmer frei. «Ja, es war noch einmal eine grosse Umstellung, aber sie ist mir gut gelungen», sagt Maria Zemp. Sie wohne hier sehr gut, fühle sich geborgen, aufgehoben, gut begleitet und gepflegt. «Das ist auch eine Art Heimat. Aber in der Zwischenzeit sind viele meiner Bekannten gestorben», sagt sie nachdenklich. Dann strahlt sie wieder und meint: «Ich fühle mich hier im Meierhöfli wirklich daheim.»

Bernadette Kurmann

Was sagen angehende Profis?

Wie müsste eine Altersinstitution sein, damit sie für die Bewohnerinnen und Bewohner zum Daheim wird? Diese Frage stellten wir Fachpersonen Betreuung in Ausbildung. Hier ihre Gedanken und Antworten dazu.

Heimat ist eher ein Gefühl

Heimat ist für mich weniger ein Ort, eher ein Gefühl. Dort wo man sich willkommen und wohl fühlt, sich entspannen kann. In einem Heim sollte eine Atmosphäre sein, die die alten Menschen von früher kennen. Wichtig finde ich, dass sie persönliche Dinge oder Haustiere mitnehmen können. In unserem Heim hat es einen Kleintierzoo und einen Garten. Hier können die Bewohnerinnen und Bewohner mitarbeiten, wenn sie möchten. Sie können das tun, was sie schon immer gerne machten.

Emese Eri (18), 2. Lehrjahr, Alterswohnheim Bodenmatt Malters

Das «Heimelige» zurückgeben

Für Leute, die ins Heim kommen braucht es viel Unterstützung. Das Pflegepersonal muss versuchen, ihnen das «Heimelige», das ihnen durch den Verlust der eigenen vier Wände verloren ging, wieder zurückzubringen. Die Angehörigen spielen dabei eine wichtige Rolle – zum Beispiel bei der Einrichtung des Zimmers. Sie kennen die Leute und wissen, welche Gegenstände ihnen am Herzen liegen. Deshalb versuchen wir, sie so gut als möglich in Entscheidungen einzubeziehen.

Sharon Willi (19), 2. Lehrjahr, Pflegeheim Luegenacher Rothrist

Im Heim das normale Leben garantieren?

Beim Übertritt in ein Heim ist das normale Leben nicht mehr garantiert. Das zeigt sich am Beispiel der Privatsphäre: Wenn die Leute bisher zu Hause alleine gegessen hatten, sollten sie nicht gezwungen werden, mit zehn anderen am Tisch zu essen. Doch die Umsetzung dieser Vorstellung ist eine Art Gratwanderung: Einerseits gilt im Heim das Normalitätsprinzip, den Leuten soll die Wahlmöglichkeit gegeben werden. Andererseits liegt es im Interesse des Pflegpersonals, dass sie sich nicht isolieren.

Dominic Tschanz (27), 2. Lehrjahr, Alters- und Pflegeheim Ischimatt Langendorf SO

Gespräche schaffen Nähe

Es gibt Leute, die sich schnell ans Altersheim gewöhnen. Andere haben mehr Mühe, sich von der vertrauten Umgebung zu lösen. Die eigenen Dinge und Möbel im Zimmer geben ihnen Sicherheit und Vertrautheit. Sie liefern auch Gesprächsstoff. Die Leute erzählen über ihr Leben und strahlen dabei. Auch aufgehängte Fotos und Fotoalben helfen, ihr vergangenes Leben zu verstehen. Diese Gespräche bringen uns einander näher.

Martina Schöpfer (21), 2. Lehrjahr, AZ Willisau Heim Breiten und Zopfmatt

Mehr Holz für Heimbauten

Ich arbeite in einem Altersheim, das erst vor zwei Jahren eröffnet worden ist. Es ist sehr modern, hat Steinböden und wirkt etwas steril. Es müsste mehr Holzmöbel haben, die man «damals» hatte. Die Leute sagen mir manchmal, dass ihnen das alte Heim besser gefallen habe. Das neue sei zu modern. Ich finde, Altersheime sollten näher an den Bedürfinssen der älteren Generation gebaut werden.

Valérie Paterlini (19), 2. Lehrjahr, Zentrum Neustadt Zug

Das Glück in der Schneekugel

Das Betagtenzentrum Rosenberg in Luzern versucht, seinen Bewohnerinnen und Bewohnern ein neues Daheim zu verschaffen – getreu dem Motto der Luzerner Heime «Im Alter zuhause». Zentral dabei: achtsame Mitarbeitende.

Die Eingangshalle des Betagtenzentrums Rosenberg im Luzerner Maihofquartier ist hell und farbig, vor der Réception sitzen einige Bewohnerinnen und Bewohner an Tischchen. An diesem Ort direkt beim blumenumrankten Eingang gibt es viel zu beobachten. Es herrscht ein Kommen und Gehen.

Krisensituation Heimeintritt

Vor der öffentlich zugänglichen Cafeteria steht eine Jukebox. Diese sei nach einer Fasnachtsfeier stehen geblieben und zur Attraktion geworden, erzählt Betriebsleiterin Cati Hürlimann: «Wir sahen bei der Musikbox Bewohnerinnen und Bewohner, die ihre Abteilung vorher nie verlassen hatten.» Einer der Titel, die man anwählen kann, ist «Don't look back» von Peter Tosh. Schau nicht zurück. Eine Aufforderung, die allerdings den meisten schwer fällt, wenn sie ins Pflegeheim eintreten. Das eigene Zuhause aufgeben zu müssen, stelle für die Betroffenen eine Krisensituation dar, weiss Hürlimann. Im Rosenberg versucht man nicht, den Leuten die Traurigkeit auszureden oder sie sofort mit Angeboten zu überhäufen. «Es ist wichtig, den Menschen anzunehmen in seiner Krise», sagt die Betriebsleiterin. Ankommen lassen, zuhören und durch Gespräche herausfinden, an welche biografischen Bezugspunkte man im Heim anknüpfen könnte – das sind Massnahmen, die den Heimbewohnenden beim Eingewöhnen helfen können.

Stationär daheim

132 Langzeitplätze bietet der Rosenberg, dazu elf Plätze für die Übergangspflege zwischen Spital und Zuhause. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer bei den Langzeitplätzen sinkt, sie beträgt heute noch zwei Jahre. Im Alter zuhause – so lautet der Slogan aller Luzerner Heime, die seit Anfang 2015 in der Viva Luzern AG zusammengeschlossen sind. Für die Rosenberg-Betriebsleiterin ist es mehr als Marketing: «Im Alter zuhause – für mich ist das ein Programm.» Mit dem Ziel, dass sich die Menschen auch in einer stationären Einrichtung daheim fühlen könnten. Und dass es ihnen gelinge, sich mit ihrer Lebenssituation trotz alters- oder krankheitsbedingter Einschränkungen möglichst zu versöhnen. Das Betagtenzentrum Rosenberg unternimmt vieles, um seine Bewohnerinnen und Bewohner darin zu unterstützen. Die Selbstbestimmung wird hochgehalten, soweit dies unter den gegebenen institutionellen Bedingungen möglich ist. Im Ostflügel des Zentrums hat es Einzelzimmer, die individuell eingerichtet werden können, alle mit Balkon.

Heimat: ein flüchtiger Geruch.

Bedürfnisse wahrnehmen

Auf die Bedürfnisse der Einzelnen wird eingegangen, so bei den Frühstückszeiten. Es gibt Begegnungsmöglichkeiten, wie im saisonal gestalteten Spaziergarten mit Vogelvolière, und zahlreiche Aktivierungsangebote. Gartenfreunden stehen rollstuhlgängige Hochbeete zur Verfügung. Eine Männergruppe kocht regelmässig, und ein Bewohner, der das Handwerken vermisste, kann sich in der Werkstatt des Technischen Dienstes betätigen. Möchte jemand nicht mehr aktiv sein oder nur noch zuschauen, wird das ebenso akzeptiert. In der Aktivierung kommt – neben vielen anderen Angeboten – zuweilen die innovative Roboterrobbe «Max» zum Einsatz, die das Luzerner Heim schweizweit bekannt gemacht hat. Das Gerät, das auf Berührungen reagiert, könne helfen, mit abgekapselten Menschen Kontakt aufzunehmen, sagt Cati Hürlimann. Dies geschehe aber immer begleitet.

Zentral: achtsame Mitarbeitende

Der wichtigste Faktor, damit die Bewohnenden sich heimisch fühlen können, seien die Mitarbeitenden, unterstreicht die Betriebsleiterin: «Ohne achtsame, aufmerksame Mitarbeitende nützt den Heimbewohnern das schönste Zimmer nichts.» Der Rosenberg verfügt über 110 Vollzeitstellen und beschäftigt über 20 Lernende. Die Mitarbeitenden werden so ausgebildet, entwickelt und geführt, dass sie die Fähigkeit zur Achtsamkeit erhalten und sich auch getrauen, sie unkonventionell einzusetzen. Als positives Beispiel erwähnt Cati Hürlimann eine Mitarbeiterin, die den sehnlichen Wunsch einer Bewohnerin nach einer

Heimat: Zugehörigkeit.

Heimat: Geborgenheit.

Schneekugel ernst nahm. Immer wieder habe die betagte Frau erwähnt, dass sie als Kind eine «Zauberkugel» besessen habe. Prompt schenkte ihr das Heim eine Schneekugel aus einem Luzerner Souvenirshop – und die Frau war überglücklich.

Arbeitsteilung im Team

Das Glück findet sich manchmal im Kleinen, doch das vermögen nur Mitarbeitende in einem passenden Umfeld zu realisieren. So gilt im Rosenberg ein Bezugspflegesystem, bei dem jeweils eine Pflegefachperson und eine Pflegemitarbeiterin gemeinsam für eine Bewohnergruppe zuständig sind. Zudem wird seit einem Jahr ein Skill- und Grade-Mix-Konzept umgesetzt, bei dem das Personal gemäss Ausbildungsniveau für unterschiedliche Aufgaben eingesetzt wird, von den Pflegefachpersonen HF über die FaGe bis zu den Pflegemitarbeitenden. Den Pflegenden auf Tertiärstufe obliege es, den Pflegeprozess im Alltag zu steuern, sagt Jan Schmidlin, Leiter Bildung und Entwicklung. Die stärker ausgeprägte Arbeitsteilung im Team bedeute eine Kulturveränderung, die bei den Pflegemitarbeitenden teils Verunsicherung auslöse: «Sie könnten sich abgewertet und stärker kontrolliert fühlen.» Doch das sei nicht die Absicht: «Alle sind wichtig, die Pflege funktioniert nur im Zusammenspiel.»

Schwierige Rahmenbedingungen

Natürlich gibt es auch im Rosenberg erschwerende Rahmenbedingungen. So ist es auf dem ausgetrockneten Arbeitsmarkt schwierig, den von den Behörden vorgegebenen Sollbestand an qualifiziertem Pflegepersonal zu erreichen. Die Betriebsleiterin kritisiert zudem den «ganzen Qualitäts- und Sicherheitswahn», der Gutes absurderweise verunmögliche, zum Beispiel den Genuss von selber gemachten Adventsguetzli auf der Abteilung. Da versucht das Heim, den Spielraum maximal auszunützen, wie es Cati Hürlimann diplomatisch formuliert. In den meisten Fällen gelinge es nach dem schmerzlichen Heimeintritt dann tatsächlich, den Menschen im Rosenberg ein neues Daheim zu verschaffen, bilanzieren die Verantwortlichen. Das merke man an Rückmeldungen, an Verhaltensweisen oder am verbesserten Gesundheitszustand. Vereinzelt stösst die Institution aber auch an Grenzen. Menschen zu begleiten, die mit ihrer Lebensgeschichte unversöhnt seien und im Sterben grosse Angst hätten, sei sehr herausfordernd, sagt die Betriebsleiterin. Und manchmal müsse man es aushalten und akzeptieren, «dass es nicht gelingt, die Situation noch zu verändern».

> «Ohne aufmerksame Mitarbeitende nützt den Heimbewohnern das schönste Zimmer nichts.»
>
> Cati Hürlimann, Betriebsleiterin

Susanne Wenger

Neues von den Alten (3)

Von der zynisch-bissigen Seite zeigen sich Stefanie Grob und Gerhard Meister auch in der aktuellen Kolumne. Es geht um Spardruck im Heim, und dabei schonen sie nichts und niemanden.

Guten Morgen, Pflegeteam! Erfreuliche Mitteilung: Die Halbjahresbilanz war äusserst positiv, ihr wisst, wir stehen unter ständigem Spardruck, aber gerade durch die Religionsvielfalt unserer Bewohnerinnen und Bewohner sind wir auf sehr gutem Kurs. Während des Ramadans hatten wir nur die halben Essenskosten und konnten kurzfristig das Küchenteam halbieren. Die Zeugen Jehovas bringen dank ihrer Verweigerung zahlreicher medizinischer Behandlungen massive Einsparungen speziell in der Notfallchirurgie. Toll fürs Budget sind auch die Buddhisten. Die steuern ja per Definition auf das Nichts zu, also auf ihr Nirvana und sind von daher aus innerster, religiöser Überzeugung mit jeder Sparmassnahme im Frieden.

Ausserdem sparen unsere reformierten Bewohnerinnen und Bewohner in der Adventszeit immer ein bisschen Strom, weil sie gerne Kerzen statt Lampen anzünden. Gut, das eingesparte Licht wird von Herrn Hügli unserem Esoteriker auf Zimmer 414 gleich wieder weggefressen, weil er sich ja ausschliesslich von Licht ernährt. Herr Hügli und die Reformierten sind bilanztechnisch gesehen ein Nullsummenspiel.

Es gilt aber noch Frau Mosimann zu erwähnen, unsere Katholikin von 217. Weil ihr immer wieder die Jungfrau Maria erscheint, braucht sie jetzt keinen Fernseher mehr.

Also, da muss ich jetzt doch mal als Atheist …

Bitte gehen Sie zurück auf Ihr Zimmer.

Ich bin überzeugter Atheist, habe ich gesagt.

Und ich habe gesagt, bitte gehen …

Ich protestiere. Dass man hier die Patienten ihren krankhaften Halluzinationen überlässt, um so die Kosten für den Fernseher zu sparen, ist wirklich menschenunwürdig.

Also bitteschön, ob man sich von der Heiligen Jungfrau Maria oder von Beni Thurnheer unterhalten lässt, das ist doch immer noch eine reine Privatsache, in die wir uns nicht einmischen wollen. Frau Mosimann realisiert mit ihrem katholischen Glauben ein Sparpotenzial, das ist alles.

Ich protestiere dagegen, dass hier die geistigen Verirrungen der Menschen ausgenutzt werden, um zu sparen und zu sparen und noch einmal zu sparen. Sparen ist ja längst selber zum Wahn und damit zur Religion geworden.

Wir müssen sparen, das ist eine Tatsache und Religiöse produzieren dank ihres Glaubens Sparpotenziale. Was man von ihnen als Atheist leider nicht behaupten kann.

Wollen Sie behaupten, ich müsse mir eine Religion zulegen, um ihre Rechnung zu entlasten?

Religion ist ein urmenschliches Bedürfnis. Wir helfen Ihnen gerne, zu jener Religion zu finden, die ihren Bedürfnissen am besten entspricht. Herr Himmelberger von unserem kostenlosen Beratungsservice freut sich, wenn er sie bald besuchen kann.

Der Atheist ist rot angelaufen, er würgt, greift sich ans Herz, unter allergrösster Anstrengung presst er noch hervor:
Religion … nur über meine Leiche *– und bricht zusammen.*

Nach einer Operation, die ihm mehr By-Pässe beschert, als er bisher Finger an seinen Händen hatte, vegetiert der Atheist als maximal aufwändiger Pflegefall ohne jede Hoffnung auf Besserung vor sich hin.

Zu den Personen

Stefanie Grob schreibt Prosa und Theater und ist regelmässig auf Radio SRF 1 in der Satiresendung «Zytlupe» zu hören. Sie lebt in Zürich. Gerhard Meister schreibt Theaterstücke und Hörspiele und lebt ebenfalls in Zürich. Beide sind auch als Spokenword-Literaten auf Schweizer Bühnen unterwegs und wurden für Ihre Arbeiten mit diversen Preisen und Stipendien ausgezeichnet. www.stefaniegrob.ch, www.gerhardmeister.ch

Von Aktiven und weniger Aktiven

Während des Sommers aktiv war die Putzequipe; Aktiv und kreativ waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des hsl-Schulfests, aktiv auch ein Langfinger im salon bleu.

Die Dozierenden in pink – dieses Bild sah man am 26. Juni 2015 bei alljährlichen Schulfest der hsl. Unter dem Motto: «Mini Farb und Dini» organisierte die VZ13 ein farbenfrohes, gemütliches Fest. Die verschiedenen Klassen und das Dozententeam bekamen alle vorgängig eine Farbe zugeteilt. Es durfte frei gewählt werden, ob das ganze Outfit oder ein Accessoire (Krawatte, Haarspange, Gürtel, usw.) in entsprechender Farbe sein sollte. Dementsprechend war es auch spannend und lustig zu beobachten, wie die einzelnen Personen und Klassen auftauchten. Von «urchig» im hellblauen Edelweisshemd über olivfarbigem Stirnband bis gefärbtem Bart in rot kamen viele spassige Kreaturen daher. Während oder nach dem feinen Essen aus Grilladen und verschiedenen Salaten durfte sich jede Person noch künstlerisch betätigen, indem sie bei der vorbereiteten Wand ihre Kreativität mit Fingerfarbe ausleben konnte. So wurde bei heissen Temperaturen ein tolles, farbiges, gut organisiertes Fest gefeiert.

Langfinger im salon bleu?

«Psychologie heute» ist eine Zeitschrift zu Themen der Psychologie, welche zwar viel gelesen aber in (akademischen) Fachkreisen eher etwas von oben herab behandelt wird. Neben einer Reihe von anderen (topseriösen) Zeitschriften liegt sie auch im ‹salon bleu› der hsl auf. Das heisst, sie sollte aufliegen. Interessierte stellen nämlich immer wieder fest, dass die aktuelle Nummer eben gerade nicht aufliegt, sondern offenbar rege Leserinnen oder Leser findet. Ob es an den schönen Models der Titelseiten liegt?

Der Abendweg 1 glänzt wieder

Während die meisten CURAVIVAner/innen irgendwo auf diesem Planeten ihre wohlverdienten Ferien verbrachten und andere an einem schönen Ort zahlreiche Diplomarbeiten korrigierten, war einer unserer Mitarbeitenden besonders aktiv: Unser Hauswart instruierte, koordinierte und kontrollierte eine motivierte Putzmannschaft, die trotz Rekordhitze ganze Arbeit leistete. Am Abendweg 1 wurden unter anderem Fenster, Böden und Lampen auf Hochglanz poliert. Ein herzliches Dankeschön Dir, Othmar, und Deinem Team.

Auch Schulleiter brauchen Ferien

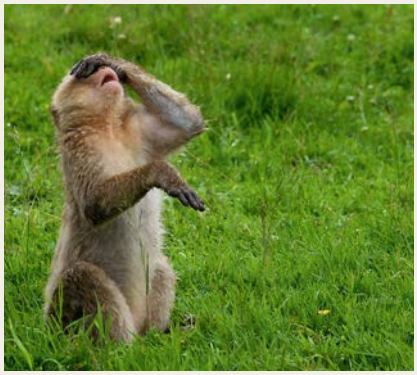

Foto: Dirk Müller fotocommunity

Abgemacht war, dass der Schulleiter den Kurs BI 14 A über die Studiengelder informieren würde. Während der Kurs einen Teil seiner Mittagszeit opferte und geduldig auf den Schulleiter wartete, sass dieser derweil gemütlich beim Mittagessen. Dafür schoss es ihm siedend heiss durch die Knochen, als ihn die Kursleiterin darauf aufmerksam machte, dass er seinen Einsatz verpasst hatte. Die Ferien scheinen überfällig gewesen zu sein.

Plötzlich wird es laut am Quai

Mit schauspielerischen Interventionen im öffentlichen Raum setzen sich Studierende der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik (hsl) den Reaktionen der Passanten aus. Dabei lernen sie viel für ihren späteren Beruf.

Ein Nachmittag im Frühsommer, buntes Treiben an der Seepromenade nahe dem Luzerner Bahnhof. Touristengruppen mischen sich mit Einheimischen, die, je nach Freizeitstatus, vorbeihasten oder die umwerfende Aussicht auf Wasser und Berge geniessen. Anfänglich achtet niemand auf die Gruppe der sieben hsl-Studierenden, die mit einem Experiment einen neugierigen Blick auf Menschen und Wirklichkeiten werfen wollen. Was sie genau inszenieren werden, haben die fünf Frauen und die zwei Männer im Vorfeld gemeinsam erarbeitet, unter der Leitung der Theaterpädagogin Maria Gallati, Dozentin Gestaltung an der hsl. «Ich bin nicht nervös, nur gespannt auf die Reaktionen der Leute», sagt die Studentin Sabrina Vogel. Die Gruppe gebe Sicherheit, fügt Simon Meyer an: «Ich freue mich.» Der Einstieg am Quai ist vergleichsweise sanft. Die Studierenden, alle im zweiten Jahr, formieren sich zu Standbildern. Sie wickeln sich um Bäume, drapieren sich auf Sitzbänke und stellen auf einer kleinen Aussichtsplattform die berühmte Schiffbugszene aus «Titanic» nach.

> «Im Beruf mit den Klientinnen und Klienten werden wir auch exponiert sein.»
>
> Simona Amstutz, hsl-Studentin

Hüpfen, rennen, schaukeln

Die Reaktionen der Passanten sind unterschiedlich. Viele ignorieren die Szenen, auch dann, als ein Student am Boden liegt. Manche suchen das Weite, einige bleiben stehen. Verstohlene Blicke, ein Staunen, ein Schmunzeln. Dozentin Maria Gallati beobachtet das Geschehen aus einer gewissen Distanz. Sie hält ein Stofftier in der Hand, das erst später am Nachmittag zum Einsatz kommen wird. Die hsl-Studierenden werden es Passanten in die Hand drücken und fragen, ob sie es ein Weilchen tragen könnten. Eine erwachsene Frau mit Kuscheltier – diese winzige Abweichung vom Gewohnten wird prompt registriert. Ein älterer Herr spricht Gallati direkt darauf an. Nun zünden die Studierenden, mutiger geworden, die nächste Stufe. Begleitet von Zirkusmusik aus einem kleinen Lautsprecher legen sie am Quai eine Gruppenparade hin. Sie hüpfen, rennen, schaukeln mit den Armen, laufen zickzack durch die Menschenmasse. Das erregt Aufmerksamkeit, mehrheitlich wohlwollende. Niemand scheint genervt, viele fragen nach dem Hintergrund des Auftritts, gar Applaus ertönt. «Die haben alle einen Knopf im Ohr», erklärt eine Frau in die Runde, das sei ein sogenannter Flashmob. Zwei Kinder würden am liebsten mitrennen, doch die Mutter hält sie an der Hand fest. Sicher ist sicher. Die Sonne brennt, die hsl-Studenten schwitzen – Theaterpädagogik ist ganz schön anstrengend.

«Wir brauchen ein Sixpack!»

Eine erste kleine Pause, die Studierenden versammeln sich um ihre Dozentin, die Rückmeldungen gibt. Nun steht die heikelste Darbietung bevor: Personal Training auf die autoritäre Art. Studentin Julia Honegger jagt als Fitnesstrainerin ihren Kollegen Benjamin Staubli den Quai entlang und treibt ihn unbarmherzig zu Liegestützen an. «Mach mach, wir brauchen ein Sixpack», schreit sie. Zwar sind am Quai oft Personal Trainer zu sehen, dennoch erntet die Szene erschrockene Blicke. Weil es plötzlich laut wird in der Nachmittagsidylle? Weil eine Frau einen Mann herumkommandiert? Doch den meisten wird rasch klar: Die Szene ist nur gespielt, und so beginnen sich die Passanten zu amüsieren. «Die machen das hier so», glaubt eine Touristin zu wissen.

Standbild und Action-Szene am Quai, Märchenaufführung in der Fussgängerzone: hsl-Studierende bei ihren Interventionen in Luzern. Von Dozentin Maria Gallati (4. v. r.) gab es viel Lob für das sorgfältige Vorgehen.

Wenig später, in einer Einkaufsstrasse der Luzerner Innenstadt. Märchenstunde mit den hsl-Studierenden. Sabrina Vogel liest aus Rotkäppchen vor, die anderen mimen die Rollen, mitten im dichtesten Shopping-Getümmel. Keine einfache Aufgabe! Ein kleines Mädchen in Pink ist fasziniert, eine Gruppe Teenies nebenan, um Coolness bemüht, nimmt vorerst keine Notiz vom Geschehen. Doch plötzlich begeben sie sich in die Märchenszene, rufen, scherzen, werden Teil der Inszenierung. Und plötzlich verschwimmen die Grenzen zwischen Theater und Realität. Die herannahende Chinesengruppe mit den Sonnenschirmchen und dem resoluten Reiseführer – Schauspieler oder echt? Der Hund, der am bösen Wolf schnüffelt – ein Mitspieler auf vier Pfoten? Die Touristin mit dem Kopftuch, die die Szene fleissig fotografiert – was wird sie zuhause erzählen?

Da war viel Lachen

Fast drei Stunden sind die hsl-Studierenden unterwegs. Dozentin Maria Gallati zeigt sich hinterher zufrieden: «Alle Aktionen haben geklappt.» Die Passanten seien frei geblieben, das gehöre zu den wichtigsten Grundsätzen solcher Interventionen. Niemand werde zu etwas gedrängt oder lächerlich gemacht. Die Studierenden seien sorgfältig vorgegangen, und es sei ihnen gelungen, den öffentlichen Raum zu befrieden: «Da war viel Lachen, viel Augenkontakt. Die Leute hatten Freude und kamen ins Gespräch.» Selbstverständlich ist das nicht, wie Gallati aus Erfahrung weiss. Zwar sei heute im öffentlichen Raum mehr möglich als früher, doch mit den Terroranschlägen der letzten Jahre habe auch das Misstrauen zugenommen. Bei einer Aktion der hsl auf der Seebrücke rief einmal jemand die Polizei. Und als Maria Gallati vor Jahren selber mit einer Gruppe experimentell herumrannte, löste der Anblick bei einer Passantin ein Kriegsflashback und Angst aus. Da habe man sofort abgebrochen: «Doch das Ereignis hat mich geprägt. Man trägt grosse Verantwortung im öffentlichen Raum.»

Der Körper als Instrument

Gallati baute das Fach Theaterpädagogik vor 22 Jahren an der hsl auf. Die Studierenden sollen die Methode erlernen, um sie später im Beruf einsetzen zu können. Die Arbeit am eigenen Körper als Instrument schärfe zudem die Wahrnehmungsfähigkeit und fördere die Auftrittskompetenz – wichtige Fähigkeiten im sozialpädagogischen Alltag. Das sehen auch die Studierenden so, denen ihre Auftritte sichtlich Spass machen. Klar exponiere man sich, stellt Simona Amstutz fest, doch das werde später im Beruf mit den Klientinnen und Klienten auch so sein: «Es ist also ein gutes Training.»

Susanne Wenger

«Mein Herz gehört der Sozialpädagogik»

Seit über 30 Jahren arbeitet Roger Kaufmann in stationären Heimen mit sozial benachteiligten Menschen. Die Umsetzung des Fachkonzeptes Sozialraumorientierung ist aktuell sein zentrales Anliegen.

Roger Kaufmann, Leiter Kinder- und Jugendsiedlung Utenberg.

Mit der Wirtschaftsmatura bewegte sich der 1962 geborene Basler zuerst auf einer anderen Schiene. Doch führten ihn die Arbeitsfelder mit unterschiedlich beeinträchtigen Menschen während seines Studiums der Erziehungswissenschaften als Werkstudent in eine andere Richtung. Vielfältige Berufserfahrungen sammelte er in verschiedenen Leitungsfunktionen vor allem in Kinder- und Jugendheimen. Zusätzliches Rüstzeug holte er sich in Aus- und Weiterbildungen unter anderem in betriebswirtschaftlicher Unternehmensführung und Organisationsentwicklung. Als Heimleiter schätzt er die Möglichkeiten zum Gestalten und Weiterentwickeln im sozialpolitischen Spannungsfeld.

Ganzheitliches Angebot schaffen

In der idyllisch am Rande der Stadt Luzern gelegenen Kinder- und Jugendsiedlung Utenberg werden 62 Kinder und Jugendliche zwischen sechs und 22 Jahren intern und ambulant betreut. «Infolge schwieriger Erlebnisse sind sie häufig traumatisiert und brauchen eine tragfähige Einrichtung, die ihnen Sicherheit und verlässliche Beziehungen ermöglicht», erklärt Roger Kaufmann. Mit der neu überarbeiteten Führungsstruktur schuf er Ort und Raum für Auseinandersetzungen, Wertschätzung, Unterstützung, Rückmeldungen und kleine Anlässe und dadurch eine gute Basis für die 80 Mitarbeitenden.

«Entscheide sollen möglichst dort getroffen werden, wo sie anfallen», ist er überzeugt. Entsprechend wurden die Kompetenzen nach unten verlagert. Anstelle der bisherigen Gruppenleiter stehen Teamleiter mit pädagogischer und personeller Verantwortung den acht Wohngruppen vor.

Individuelle Betreuung fördern

Mit einem ganzheitlichen Konzept von der Abklärung über den stationären Aufenthalt bis hin zu ambulanten Angeboten möchte er künftig eine bedarfsgerechte individuelle Betreuung sicherstellen. Dadurch soll für die Kinder und Jugendlichen der Wechsel von Institutionen und damit verbundene Beziehungsabbrüche möglichst verhindert werden. Neu wurde eine Fachstelle für die berufliche Integration aufgebaut und das Projekt für eine separative Sonderschule gestartet. Der ganzheitliche Ansatz fordert gemäss dem Heimleiter von den Mitarbeitenden – möglichst Generalisten statt Spezialisten – hohe Flexibilität, Beziehungsfähigkeit, Reflexionsvermögen und Professionalität.

Heim als Übergangsstation

«Die wichtigsten Bezugspersonen für die Kinder und Jugendlichen sind und bleiben die Eltern», hält der verheiratete Vater von zwei Söhnen (21 und 16) fest. Damit diese ihre Erziehungsaufgabe möglichst schnell wieder wahrnehmen können, haben deren Unterstützung und eine gute Zusammenarbeit einen grossen Stellenwert. «Gemäss dem Fachkonzept Sozialraumorientierung arbeiten wir Ressourcen orientiert und mit Einbezug der Betroffenen. Da ein Heim ein Zuhause niemals ersetzen kann, sollte die Institution vermehrt zu einem Transitraum, einer Übergangsstation werden, in der Pädagogen, Eltern und Kinder das Zusammenleben erproben und die Kinder und Jugendlichen in der Regel noch ein bis drei Jahre wohnen», zeigt Roger Kaufmann seine Vision auf.

Er selber lebt mit seiner Familie in Männedorf und geniesst das Pendeln zwischen zwei schönen Städten.

Monika Fischer

Ein neuer Beruf: Gemeindeanimation HF

Immer mehr Städte und Gemeinden investieren in die Verbesserung des sozialen und kulturellen Zusammenlebens der Bevölkerung. Die neue Ausbildung Gemeindeanimation HF bildet dafür aus. Sie startet im August 2016.

Sandra Herren, Projektleiterin Ausbildung hfg (links) und Alexandra La Mantia Interface GmbH.

Die 3- oder 4-jährige berufsbegleitende Ausbildung führt zu einem eidgenössisch anerkannten Diplom HF und basiert auf einem vom Bund genehmigten Rahmenlehrplan. Sandra Herren (hsl Luzern) und Alexandra La Mantia (Interface Politikstudien Forschung Beratung GmbH) haben den Ausbildungslehrgang entwickelt.

Was tun Gemeindeanimator/innen HF?

Gemeindeanimator/innen tragen zum sozialen Zusammenhalt der Bevölkerung bei und fördern die Partizipation. Sie setzen sich für bessere Lebensbedingungen der Bevölkerung ein, insbesondere jene sozial benachteiligter Gruppen. In der Gemeinde oder im Quartier stellen die Gemeindeanimator/innen Kontakte her und fördern den Dialog zwischen verschiedenen Akteuren und Interessensgruppen. Sie beraten, begleiten und unterstützen Gruppen und Einzelpersonen bei der Umsetzung ihrer Anliegen.

Wo werden sie eingesetzt?

Gemeindeanimator/innen HF arbeiten beispielsweise in Kultur-, Gemeinschafts- und Seniorenzentren, in Quartierbüros, in Präventions-, Asyl- und Arbeitslosenprojekten sowie in der mobilen Kinder- und Jugendarbeit.

Für wen eignet sich diese Ausbildung?

Die Ausbildung eröffnet Leuten mit einer abgeschlossene Berufslehre den Zugang zu einer Tertiärausbildung im Bereich Soziokultur und Gemeinwesenarbeit. Gerade in diesem Bereich gibt es viele Quereinsteigende mit langjähriger Erfahrung, die eine Alternative zur Ausbildung an einer Fachhochschule suchen.

Worauf wird bei der Ausbildung besonders Wert gelegt?

Neben einer guten fachlichen Bildung legen wir Wert auf die Persönlichkeitsbildung. Wir gehen davon aus, dass die Leute bereit sind, sich mit sich und ihrem Verhalten auseinanderzusetzen, und dass sie dazulernen wollen. Es ist wichtig, offen, aufmerksam und interessiert auf unterschiedlichste Menschen zugehen zu können. Mit Anliegen, die einem manchmal fremd oder irritierend erscheinen, sollten Gemeindeanimator/innen HF umgehen können. Konfliktkompetenz ist in diesem Feld eine wichtige Fähigkeit.

Was ist neu oder anders bei der Ausbildung Gemeindeanimation gegenüber der Sozialpädagogik oder der soziokulturellen Animation?

In der Praxis gibt es zwischen sozialpädagogischen und gemeindeanimatorischen Aufgaben Gemeinsamkeiten. Der neue Beruf orientiert sich jedoch an den Zielen, Arbeitsweisen und Methoden der Gemeinwesenarbeit und der soziokulturellen Animation. In der Gemeindeanimation geht es nicht um fallspezifische Arbeit und nicht primär um Begleitung von Einzelnen in ihrem Alltag. Der Schwerpunkt der Gemeindeanimation liegt auf sozialraumorientierter Arbeit mit Gruppen in der Gemeinde oder im Quartier. Dafür sind spezifische Kompetenzen gefragt.

Die da sind?

Gemeindeanimator/innen müssen beispielsweise wissen, wie politische Entscheidungsprozesse gestaltet sind, sie müssen den Sozialraum analysieren können, verschiedene Techniken der Gesprächsführung beherrschen und sich im Projektmanagement auskennen.

Interview: Tanja Wicki

Informationsveranstaltung
Für interessierte Personen und (potenzielle) Ausbildungsinstitutionen, 22. September 2015, 16.30 Uhr, Luzern. Anmeldung via Sekretariat erwünscht.

Am 4. November, 14.00–17.00 Uhr finden erste Aufnahmeprüfungen statt.

CURAVIVA hfg
Höhere Fachschule für Gemeindeanimation
Abendweg 1, 6000 Luzern
Telefon 041 419 72 53
info@hfgemeindeanimation.ch (Sekretariat)
www.hfgemeindeanimation.ch

Tipps & Tricks

Buchtipp

Heimgang

«Seit einem Vierteljahr erlebe ich einen Perspektivenwechsel. Etwas, was ich in den bisherigen neunzig Jahren noch nie erlebt habe: Ich bin Bewohner eines Altersheims geworden. Aus einem Betreuer ist ein Betreuter geworden.» Heimgang enthält die Kolumnen von Pfarrer Otto Streckeisen. Berührend offen, warmherzig und lebensklug berichtet er vom Alltag im Altersheim, von seinen Mitbewohner/innen und seiner eigenen Rolle in dieser Schicksalsgemeinschaft. Seine Auseinandersetzung mit der neuen Situation und die Suche nach einem Stück neuer Bedeutsamkeit sind voller Nuancierungen und Ambivalenzen. Texte von Fachpersonen umrahmen die Gedanken Otto Streckeisens aus psychologischer, philosophischer, theologischer oder poetischer Sicht.

Otto Streckeisen, mit Beiträgen von Brigitte Boothe, Corina Fistarol, Judith Giovanelli-Blocher, Christoph Held uvm.
Rüffer und rub Verlag, 2015
ISBN978-3-907625-88-0

Buchtipp

So wollen Top-Talente arbeiten

Der Diplompsychologe, Betriebswirt und Leiter des global HR development bei Beiersdorf zeichnet in seinem Buch «Handlungsempfehlungen für eine Unternehmenskultur der Zukunft» eine Vision der Arbeitswelt in zehn Jahren auf: Er beschreibt absehbare Megatrends, ihre Auswirkungen auf die Arbeitswelt sowie fünf Arbeitnehmergenerationen und deren Bedeutung für die Führungs- und Unternehmenskultur. Darauf aufbauend entwirft er ein Bild einer zukünftigen Unternehmenskultur und eines Führungsverständnisses, die den genannten Trends Rechnung tragen und unternehmerische Verantwortung in den Vordergrund stellen.

Der zweite Teil des Buches zeigt konkrete Modelle und Wege der Rekrutierung, des Erhalts und der Laufbahnplanung des Personals auf. Jedes Kapitel wird mit einer Kurzzusammenfassung auf den Punkt gebracht, Leitfragen helfen bei der praktischen Umsetzung. Ein spannendes, herausforderndes und lesenswertes Buch für Personal- und Führungsverantwortliche, die sich und ihr Unternehmen aktiv auf die neuen Arbeitnehmergenerationen vorbereiten wollen.

Jan Brecke
Verlag NZZ Libro, Frankfurter Allgemeine Buch, 2015
ISBN 978-3-03810-048-5

Agenda

Aktuelle Weiterbildungen

Grundlagen der Teamentwicklung
Effiziente Teams fallen nicht vom Himmel … Was Sie tun können!
19. bis 21. Oktober 2015 (3 Tage), Olten

Zeitgemässes Arbeitszeugnis – Richtig formulieren und analysieren
21. Oktober 2015, Luzern

Frau führt
27./28. Oktober 2015, Olten

Lehrgang Langzeitpflege und -betreuung
2. November 2015 bis 25. April 2017 (40 Tage), Zürich

Tagungstipp

Demenz verstehen – den Menschen sehen
Bereichsübergreifende Zusammenarbeit
8. Oktober 2015, Luzern

Infoveranstaltungen

Nachdiplomstudium «dipl. Berater/in in Veränderungsprozessen NDS HF»
Dienstag, 10. November 2015, 18.30 bis 20 Uhr, Luzern,
Anmeldung: Birgit Freier,
b.freier@curaviva.ch,
Telefon 041 419 72 62

Führungslehrgänge im Gesundheits- und Sozialbereich (Team-, Bereichs- und Institutionsleitung)
Dienstag, 10. November 2015, 16.30 bis ca. 18.30 Uhr, Bern,
Anmeldung: Birgit Freier,
b.freier@curaviva.ch,
Telefon 041 419 72 62

CURAVIVA Weiterbildung
www.weiterbildung.curaviva.ch
weiterbildung@curaviva.ch
Telefon 041 419 01 72

Impressum
CURAVIVA Bildung
Abendweg 1, 6000 Luzern 6
Telefon 041 419 72 53
bildung@curaviva.ch
www.curaviva.ch

Herausgeberkommission:
T. Wicki, Leitung; L. Bechter, S. Eberle, H. Kãmel, B. Kurmann, E. Spescha
Redaktion: B. Kurmann, T. Wicki
Design und Layout: Satzart AG, Bern
Auflage: 7000 Exemplare
Erscheinungsweise: 4-mal jährlich